Zeitzeugengespräch mit Dietrich Schwarzkopf

Dietrich Schwarzkopf, geboren am 04. 04. 1927 in Stolp, arbeitete zunächst als Archivar, dann als Redakteur beim Tagespiegel in Berlin. Von 1955 bis 1962 war er Bonner Korrespondent zunächst des Tagesspiegel und später auch anderer Zeitungen. 1962 bis 1966 war Schwarzkopf Leiter des Bonner Büros des Deutschlandfunks, bevor er 1966 als Fernsehprogrammdirektor zum NDR nach Hamburg wechselte. Von 1974 bis 1978 war er Stellvertretender Intendant des NDR. Am 1. Juli 1978 wechselte Dietrich Schwarzkopf als Programmdirektor Deutsches Fernsehen nach München, wo er bis 1992 tätig war. 1991 bis 1994 war er Vizepräsident von ARTE.

Michael Crone führte das Zeitzeugengespräch am 09. Mai 2016 in Starnberg.

Herr Schwarzkopf, zunächst einmal herzlichen Dank, dass Sie sich bereiterklärt haben zu diesem Interview. Sie sind jemand, der die Rundfunkgeschichte, die Rundfunkentwicklung der Bundesrepublik von Anfang an miterlebt, mitgestaltet und auch im wahrsten Sinne des Wortes beeinflusst hat. Zunächst aber möchte ich auf Ihre ersten ersten beruflichen Stationen eingehen, weil das auch, glaube ich, ganz wichtig ist. Denn Sie haben nicht den klassischen Weg in den Journalismus gewählt, sondern sind unmittelbar mit Kriegsende zunächst als Archivar angefangen. Vielleicht erzählen Sie über Ihre ersten beruflichen Stationen.

Die Notwendigkeit eine berufliche Station zu finden, ergab sich, als ich am 06. März 1945 aus der deutschen Wehrmacht ausgemustert wurde – sehr zu meiner Hoffnung, aber auch zu meiner Überraschung. Im Rathaus Schöneberg, in dem mir am Vortag noch eine Sekretärin gesagt hatte: „Na, kommen Sie morgen mal zur Musterung und übermorgen geht´s an die Front mit dem Bus“. Ich kam zu der Musterung, aber es stellte sich heraus, dass die Ärzte und vor allem der Vorsitzende Offizier fanden, ich sei für den Dienst in der deutschen Wehrmacht untauglich. Nun musste ich ja, wenn ich schon nicht Soldat war, irgendetwas Kriegswichtiges tun, und meine Mutter erinnerte sich, dass zu ihrem Bridge-Kränzchen in Potsdam die Frau des Präsidenten der preußischen Staatsarchive gehört hatte. Sie schrieb an ihn und fragte, ob er denn nicht für mich eine Beschäftigung in einem der Archive haben könnte. Er schrieb sehr rasch zurück, dass es möglich sei, man könne mir nicht etwas zahlen, aber ich könnte gern im Preußischen Geheimen Staatsarchiv anfangen. „Heil Hitler. Ihr sehr ergebener...“

Ich habe mich dann im Preußischen Geheimen Staatsarchiv eingefunden und mich dort dem Präsidenten vorgestellt, dem ich gar nicht erst zu sagen brauchte, dass sein Vorgesetzter wünschte, dass ich bei ihm beschäftigt würde. Das mochte er aber nicht. Er sagte zunächst, indem er mich betrachtete: Spitzwegfiguren wie Sie beschäftigen wir hier eigentlich nicht, legte mir dann dar, was eigentlich alles die Voraussetzungen seien: abgeschlossenes Geschichtsstudium, Wehrdienst, möglichst Mitgliedschaft der NSDAP und was weiß ich noch alles, aber das alles konnte ich nicht vorweisen und er hatte noch eine, als er mich zu einer Spitzwegfigur erklärte, hinzugefügt: „Der deutsche Archivar muss in den besetzten Gebieten aufzutreten wissen.“ Ich versuchte kurz mich zu erinnern, welche besetzten Gebiete wir noch hatten, und kam auf nicht sehr viele. Er konnte böse sein, aber er konnte ja nichts zu ändern. Sein Chef hatte gegen jegliche Regeln des preußischen Beamtenrechts mir erlaubt, dort zu arbeiten. So habe ich dann eine wundervolle

Aufgabe gehabt: Nämlich die Katalogisierung der Theaterzensurbibliothek des Berliner Polizeipräsidiums aus der Zeit von 1848 bis 1918. Das war ein ungeheurer Schatz: Jedes Theaterstück, das zur Aufführung vorgeschlagen wurden war, musste ja die Polizeizensur passieren, und so sah ich dann die Zensurvermerke bei allen möglichen Größen – Gerhart Hauptmann und was weiß ich wer sonst alles. Ich habe also mehr gelesen als katalogisiert und habe das auch nach dem Krieg fortgesetzt. Der Präsident des Geheimen Preußischen Staatsarchivs war nicht mehr da, aber einige Archivräte, die inzwischen meinten, dass ich was nützliches täte, sagten, ich soll es weiterführen, aber bezahlen könnten sie mich nicht, weil der preußische Staat ja nicht mehr existierte.

Da habe ich dann da weiter gewerkelt bis eines Tages in mein Stübchen ein Studienrat kam, der eine Doktorarbeit schreiben wollte über die Berliner Posse in den Jahren um 1848. Da hatte er natürlich bei mir reichliche Materialien. Er fragte mich, wie ich denn dahin gekommen sei und was ich für Pläne ich hätte. Ich sagte, es sei alles ganz fabelhaft, aber ich würde so gern mal ein bisschen Geld verdienen. Er wusste, dass in wenigen Wochen eine Zeitung in West-Berlin eröffnet werden sollte mit dem Namen „Der Tagesspiegel“. Er kenne jemanden, der dort zum Chef vom Dienst ausersehen sei, dem sollte ich mich doch mal vorstellen. Ich ging dahin und wurde gleich von zwei Lizenzträgern geprüft. Der eine war Edwin Redslob, der frühere Kunstwart der Weimarer Republik, und der andere war Walther Karsch, der letzte Redakteur der Weltbühne. Sie haben mich gefragt, ich käme ja aus einem Archiv, was ich denn lieber wollte: Archiv oder Redaktion. Ich fragte: „Wo gibt´s denn mehr Geld?“. Das war im Archiv ein bisschen mehr, und so blieb ich ein paar Jahre im Archiv des „Tagesspiegels“, begann nebenbei ein Jurastudium, das ich dann mit der ersten juristischen Staatsprüfung beendet habe.

Unterbrochen wurde meine Tätigkeit beim „Tagesspiegel“ durch ein Jahr, dass ich in Amerika verbringen konnte an der Universität von Minnesota, wo ich Journalism und Political Science studiert habe und einen M.A. in Journalism erwarb. Zurückgekehrt hatte ich die Vorstellung, es wäre vielleicht doch angenehmer, in der Redaktion zu arbeiten. Der damalige Chefredakteur war Erik Reger - der ehemals Autor und Pressechef von Krupp gewesen war, der aber zugleich einen sehr bösen Roman über Krupp geschrieben hatte – die „Union der festen Hand“ –, der nach dem Krieg noch einmal im Aufbau Verlag, im kommunistischen Verlag in Ost-Berlin erschien. Reger war ein Fanatiker der Sprache. Er hat uns junge Leute da wirklich auf das Grässlichste getriezt, dass wir ein korrektes, gleichwohl aber möglichst nicht fantasieleeres Deutsch schreiben sollten. So fing ich dann an in der außenpolitischen Redaktion des „Tagesspiegels“, Tisch an Tisch mit Klaus Bölling. Ich war dann sogar eine Zeitlang für die Außenpolitik verantwortlich.

Als Reger sehr früh, 1954, starb, da war ja beim „Tagesspiegel“ nicht ganz klar, wie es weiter gehen würde. Reger, der als großer Liberaler begonnen hatte, hatte sich zum äußerst Konservativen hin entwickelt. Ich war mit dem, was er zum Beispiel über die Adenauer-Politik zu sagen hatte, durchaus einverstanden und erinnere mich noch, dass ich einen glühenden Artikel zu Gunsten der sogenannten Bindungsklausel geschrieben habe, die dann allerdings fallen gelassen wurde, aber die vorsah, dass wenn die Bundesrepublik, die ja Deutschland sei, in die NATO eintrete und dann eines Tages tatsächlich die DDR hinzukäme – sich der Bundesrepublik anschlösse, dann müsste selbstverständlich das Ganze Teil der NATO sein. Ich habe geschrieben, dass wenn also die DDR hinzukommt, dann kann es nur durch Beitritt geschehen. Dann wird sie eben Teil der Bundesrepublik

Deutschland und das Ganze ist natürlich Teil der NATO. Kurz darauf entdeckte der Verleger des Tagesspiegels, dass man doch einen neuen Chefredakteur brauchte, dass die jungen Leute hier nicht schreiben könnten, was sie wollten und er fand Karl Silex.

Karl Silex war vor und im Krieg Chefredakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“. Er war ein Konservativer, aber ein neutralistischer. Für ihn war die Bindungsklausel eine Unmöglichkeit. Sie war etwas, was die Wiedervereinigung verhindern könnte. So schrieb er dann sofort einen Artikel, dass die Bindungsklausel ganz fürchterlich sei. Darüber habe ich mich mit ihm gestritten. Dann kam er aber auf die glückliche Idee, dass der „Tagesspiegel“ wieder einen Korrespondenten in Bonn brauchte. Das war vorher Egon Bahr gewesen, der sich dann aber in die Nähe des Berliner Rathauses begeben hatte und so kam ich dann nach Bonn – sehr zu meinem Vergnügen, weil ich gerade auf einer Englandreise für Journalisten eine sehr nette Dame kennengelernt hatte, die in Köln arbeitete, die ich später heiratete. Eine journalistische Kollegin, die damals beim Westdeutschen Rundfunk war, dann später beim Regionalfernsehen und schließlich bei der Deutschen Welle als Hauptabteilungsleiterin für Öffentlichkeitsarbeit.

In Bonn habe ich mich sehr schnell an das deutsche-, das dortige politische Klima gewöhnt, dass ja den großen Vorteil hatte, dass die Politik dort von nichts gestört wurde. Es gab in Bonn ja nichts anderes. Wenn man ins Theater wollte, musste man nach Köln oder nach Düsseldorf fahren und wer machte das schon. In der Zwischenzeit könnte ja in Bonn politisch was passieren.

Ich hatte mir die Frage schon gestellt. Warum geht Dietrich Schwarzkopf von Berlin vom Tagesspiegel nach Bonn, aber-

Als Korrespondent des Tagesspiegels-

-als Korrespondent ja, aber mir wird natürlich auch klar, die Beziehung zum WDR war schon sehr früh sehr ausgeprägt.

Ja, ist richtig.

Ich weiß, dass Sie früh auch schon für den WDR gearbeitet haben. Sie haben ja nicht nur für den „Tagesspiegel“ als Korrespondent gearbeitet, sondern sehr bald auch Beiträge für den Hörfunk gemacht.

Ja, ich habe sehr früh angefangen, für den Rundfunk nebenbei zu arbeiten, und habe dabei wirklich sehr gut verdient, für den WDR – auch für das Nachtprogramm, das damals außerordentlich anspruchsvoll war –, für den NDR, für den SFB. Dort war inzwischen Klaus Bölling, Kollege aus dem Tagesspiegel, und - gab mir so manchen Auftrag. Dann als der Deutschlandfunk gegründet wurde, wurde ich gefragt, ob ich die Leitung von dessen Bonner Büro übernehmen könnte und das tat ich auch sehr gern. Ich fing dann an, Fernsehkommentare zu sprechen. Ich habe den ersten Fernsehkommentar im deutschen Fernsehen gesprochen. Den zweiten sprach dann Nowottny.

Aber ich habe nie eine Fernsehsendung – von den Kommentaren abgesehen – selber produziert – verantwortet jede Menge. Aber die Erfahrung, die journalistische Erfahrung, etwa Fernsehkorrespondent irgendwo zu sein, die fehlt mir. Das hat daran interessierte Leute nicht gehindert, mir den Posten des Fernsehdirektors des Norddeutschen Rundfunks anzubieten.

Darf ich vorher noch einmal zurückgehen Herr Schwarzkopf? Es sind ja schon eine Reihe Namen gefallen – z.B. Klaus Bölling, Egon Bahr. War das Ihr großer Vorteil, dass Sie in Bonn als Korrespondent, später als Leiter des Büros des Deutschlandfunks ein Netzwerk von Anfang an aufbauen konnten, später auch in Köln. Denn es ist ja keine Selbstverständlichkeit, dass jemand der im Grunde keine Fernseherfahrung hat, dann als Fernsehdirektor relativ früh, in relativ jungen Jahren nach Hamburg wechselt.

Ja, ist richtig, dass ich wirklich einen großen Kreis von journalistischen Kollegen und auch Freunden hatte, die halt auch zum Teil in verantwortlichen Stellungen waren. Also beim Norddeutschen Rundfunk waren Ludwig von Hammerstein, der dort stellvertretender Intendant war und den ich gut kannte, mein Freund Olaf von Wrangel, der zu der Zeit Radiochefredakteur war. Die beiden haben sicherlich meine Kandidatur unterstützt oder den Intendanten Schröder überhaupt erst auf die Idee gebracht. So kam ich dann nach Hamburg. Ich muss hinzufügen, ich kam dorthin in ein ganz anderes Netz, nämlich in das Netz des Parteiproporzes.

Wenn wir jetzt davon sprechen, dass ich Fernsehdirektor in Hamburg wurde, Fernsehdirektor ohne vom Fernsehen viel zu verstehen außer die journalistische Seite, dann erinnere ich mich daran, dass es vorher, bevor das Angebot aus Hamburg kam, Überlegungen gegeben hatte, ob ich in dem neugegründetem Dritten Fernsehprogramm des Westdeutschen Rundfunks Stellvertreter von Werner Höfer werden konnte. Es war meine Frau, die mir dringend davon abriet und mir sagte: „Mit dem wirst du dich nie vertragen“. Ich sah das verhältnismäßig rasch ein.

Woran lag das? An wem lag das? Werner Höfer oder Dietrich Schwarzkopf?

Natürlich an beiden, wie es immer nicht nur an einem liegt, wenn zwei sich nicht verstehen. Höfer war mir zu poltrig, zu selbstbewusst. Ich nahm ihm außerdem übel, dass er aus dem Regionalfernsehen des WDR alle Frauen entfernt hatte mit der Begründung: „Frauen können das nicht“. Man stelle sich mal vor, dass er sowas heute täte. Damals gab es da kurz eine Notiz im „Spiegel“. Das war alles. Dann hörte die Erregung sofort auf.

Es fiel mir ein bisschen schwerer, ein anderes Angebot nicht anzunehmen, das in dieselbe Zeit fällt, ein Angebot, beim Springer Verlag die Außenpolitik der „Welt“ zu übernehmen. Springer selber hat mir dieses Angebot gemacht und ich habe wiederholt mit ihm verhandelt, kam aber schließlich zu der Überzeugung, dass ich doch einfach das Medium kennenlernen wollte, dass nun für mich bestimmt zu sein schien. Die Fortsetzung bei der „Welt“ wäre halt auch weiter der Schreibjournalismus gewesen. Außerdem sagte ich mir: Ich weiß nicht, wie die politische Einstellung dann sein wird. Auch war mir die Vorstellung der Abhängigkeit oder der möglichen Abhängigkeit der Journalisten vom Verleger zu unheimlich. Obwohl Springer überaus charmant war, habe ich dann doch Nein gesagt.

Später hat dann ein Kollege aus der „Welt“, der offenbar als Talent-Scout gedient hatte, mich vorgeschlagen hatte und uns auch zu Hause besucht hatte und angeguckt hatte, ob wir auch anständig wohnen, der sagte dann zu meiner Frau: „Hat ihr Mann denn nicht gemerkt, dass das der Weg zum Chefredakteur sein sollte?“

Ich habe dann später gesagt: „Nein, das habe ich nicht gemerkt“. Wenn ich es gemerkt hätte, dann muss ich heute sagen: Wenn ich mir vorstelle, wie viele Chefredakteure die „Welt“ gehabt hat, dann wäre ich wahrscheinlich sehr bald einer von denen gewesen, die Frühpensionär geworden wären.

Also ich entnehme daraus, Sie bereuen es nicht – auch im Nachhinein nicht – dieses Angebot abgelehnt zu haben, sondern...

Nein, ich bereue es auch im Nachhinein nicht. Es war ein gewisses politisches Unbehagen gegenüber dem mächtigen Springer, aber bei Leibe nicht irgendeine Anti-Springer-Haltung – ganz und gar nicht. Es war allein die Vorstellung, beim Fernsehen wird es interessanter. Ich bin dann ins Fernsehen, ins Deutsche Fernsehen, die ARD gekommen, zu der hohen Zeit des Parteiproporzes...

Mitte der 60er Jahre – 1966 sind Sie nach Hamburg gewechselt zum NDR.

Ich wurde also der CDU zugerechnet, der ich damals gar nicht angehörte. Dass ich ihr nicht angehörte, wussten aber offenbar auch die CDU-Vertreter in den Aufsichtsräten nicht. Denn nach einer Weile, so erinnere ich mich, gab es eine größere Versammlung von Politikern der norddeutschen CDU, und da war ich auch eingeladen. Olaf von Wrangel konnte mir gerade noch sagen: „Pass auf, die haben rausgekriegt, du bist gar nicht in der CDU“. Das hat dann der damalige Hamburger CDU-Vorsitzende danach auch mit großer vorwurfsvoller Betonung gesagt und ich habe gesagt: „Warum kommt es Ihnen denn so darauf an, in welcher Partei jemand ist? Sie wissen, dass ich ein Konservativer bin. Wenn Sie das nicht gewusst hätten, hätten Sie mich ja nicht genommen. Weshalb wollen Sie denn eigentlich, dass jemand unbedingt in einer Partei ist“. „Tja“, sagte er, „ich ziehe es vor, wenn die Journalisten gebunden sind“.

Aber das ist ja nun eine sehr kritische Äußerung gewesen. Wie sind Sie damit umgegangen, Herr Schwarzkopf?

Gar nicht. Ich habe so getan, als hätte ich es nicht gehört. Die Kritik ebbte dann auch zunächst mal ab. Ich bin dann 1968 in die CDU eingetreten aus der Überlegung heraus, dass die allerwenigsten meiner Kollegen diesen Weg gingen, und da ich mich als Konservativer ausgestattet fühlte mit einem Oppositionsgefühl, habe ich dann also genau das Gegenteil von dem gemacht, was man von Journalisten in dieser Zeit erwartet hatte.

Allerdings bin ich seither eine CDU-Karteileiche in Aumühle bei Hamburg. Denn ich wollte nicht in Hamburg in die CDU eintreten nach den Erfahrungen, die ich mit dem Vorsitzenden gemacht hatte.

Herr Schwarzkopf, Sie sagen, Sie sind in eine Hochzeit des Parteienproporzes nach Hamburg gekommen. Der NDR war damals ein Spielball der Parteien, insbesondere in den 70er Jahren mit der Drohung einer Kündigung des Staatsvertrages und der Auflösung des NDR. War dies auch schon in den 60er Jahren, als Sie als Fernsehdirektor anfingen, der Fall?

Ja, natürlich, sehr ausgeprägt. Im Grunde hat die CDU von mir erwartet, dass ich alle bösen Linken rausschmeiße.

Also gab es einen tatsächlichen, unmittelbaren Druck auf den Fernsehprogrammdirektor Schwarzkopf?

Ja, sicher. Es gab ständig Vorwürfe, dass ich schon wieder irgendeine ganz schreckliche „Panorama"-Sendung zugelassen hatte. Ich hatte mir das Verfahren zu eigen gemacht, dass ich jede Sendung, jede „Panorama"-Sendung – das war ja die umstrittenste Sendung des NDR – abnahm, um sicher zu gehen, dass ich sie auch vertreten könnte. Nicht selten habe ich den Justiziar mit hingenommen. Nicht um die Sendung zu verhindern, sondern um sicher zu sein, dass ich sagen konnte: Da ist nichts Staatsvertragswidriges drin, aus meiner Sicht, und es wird politisch etwas gesagt, was ich zwar nicht vertrete, aber was zulässig sein muss. Diese Position hat die CDU überhaupt nicht verstanden. Diese Position haben allerdings auch diese linken Redakteure nicht verstanden, sondern die haben geglaubt, wenn immer ich eine Sendung frei gab, dass sie dann mit ihrer überwältigenden, intelligenten Argumentationskraft mir klar gemacht hätten, dass sie Recht hatten. Ich war, glaube ich, für nicht wenige ein Feind.

Es hat später einmal, etwas später, der Kollege Hans Brecht aus der Fernsehspielabteilung eine Reihe von Interviews gemacht über die politische Situation, in der Schröder und Hammerstein gegangen waren. Ich habe mir das bisher nicht angehört, aber jemand hat mir gesagt, dass Egon Monk, der damals Leiter der Hauptabteilung Fernsehspiel war, gesagt hatte, mit mir sei der Parteiproporz nach Hamburg gekommen. Das stimmt nun wirklich nicht.

Der Parteiproporz war wahrscheinlich ja schon vorher da.

Der war schon vorher da.

Und Sie waren ein Teil des Proporzes.

Es gab in dem Proporzgerüst eine Lücke zu besetzen, und da hat man mich genommen.

Sie passten in das Schema – in das parteipolitische Proporzschema.

Ich passte ja auch von dem, was ich jahrelang geschrieben hatte; man wusste, wo ich stand, und hat mich dann in dieser Kenntnis genommen.

Gab es denn zu dieser Zeit schon Überlegungen, den NDR zu zerschlagen?

Nein.

Sind Sie denn später involviert gewesen, in diese Auseinandersetzung um den Staatsvertrag? Hat man Sie mit einbezogen oder ist dies an Ihnen vorbei gelaufen?

Nein, man hat mich nicht einbezogen. Ich war damals Stellvertretender Intendant geworden und habe noch erklärt, dass ich die Kündigung für staatsvertragswidrig hielte. Dann bin ich weggegangen.

Das heißt, man hat Sie dort nicht mehr gefragt und auch nicht mehr einbezogen? Ist dies alleine auf der politischen Ebene ausgetragen worden? Dies ist nur sehr schwer nachvollziehbar, dies müssen Sie noch einmal etwas genauer darstellen.

Es war so, dass die CDU vor allem zunächst ja darauf gedrängt hatte, dass der Intendant Gerhard Schröder abgelöst würde und mit ihm der Stellvertretende Intendant Ludwig von Hammerstein, der als nicht genügend durchsetzungskräftig eingeschätzt wurde. Dann glaubte man wohl, dass ich vielleicht an Durchsetzungskraft etwas gewonnen hätte. Jedenfalls wurde dann der frühere Oberstadtdirektor von Hannover, Martin Neuffer gewählt als Intendant mit mir als Stellvertretendem Intendanten. Ich fand Neuffer als Person angenehm, gleichwohl haben wir uns nicht verstanden, weil ich sehr nachdrücklich darauf achtete, dass der Stellvertretende Intendant nicht vom Intendanten auf diesen Posten berufen war, sondern von den Gremien. Das heißt, dass er, wie ich es sah, eine eigene Organfunktion hatte. Ich habe immer die Auffassung vertreten – zur Irritation Neuffers –, dass er und ich eine Wirkungseinheit darstellten. Den Begriff hatte ich aus der älteren Soziologie entnommen. Es war also klar, dass dann später, als sich die Situation verschärft hatte, darauf geachtet werden würde, dass der nächste Intendant von der CDU kam, weil inzwischen die drei Länder von CDU-Ministerpräsidenten regiert wurden. Halt nein, zwei davon von CDU-Ministerpräsidenten regiert wurden. Es war mir klar, dass wenn ein CDU-Intendant berufen werden sollte, dass das nicht ich sein sollte. Deswegen war ich überaus froh, dass die ARD auf den Gedanken kam, mich zu fragen, ob ich nicht Programmdirektor Deutsches Fernsehen werden wollte. Ich empfand das durchaus als eine hochinteressante Weiterentwicklung, dessen was ich bisher gemacht hatte. Ich war ja in der Fernsehprogrammkonferenz der Vertreter des NDR, hatte also eine ganze Reihe von Jahren durchaus mitbekommen, wie das alles dort funktioniert, wie wer zu wem steht, und wie man sich verhalten muss, und wie man sich nicht verhalten muss, und habe also mit Vergnügen diesen Posten in München angenommen. Ich habe das keinen Augenblick in meinem Leben bereut.

Wer hat Sie nach München gerufen? Wer hat das mit betrieben?

Vor allem Hans Bausch.

Dem ich sehr dankbar dafür bin. Er hatte schon sich sehr nett um mich gekümmert, als ich Fernsehdirektor in Hamburg wurde. Ich bin damals mit meiner Frau öfter zur Kur gewesen in Wildbad Kreuth, als das noch nicht von der CSU gemietet worden war, sondern ein sehr schönes Sanatorium war. Da hat Herr Bausch uns besucht und hat mir eine Einführung gegeben in die ARD. Das war sehr hilfreich. Er hat mich dann auch später sehr unterstützt in der Funktion des Programmdirektors.

War Hans Bausch in der Intendantenriege damals der Wortführer oder zumindest einer der Wortführer? Hatte er das große Gewicht?

Er hatte ein großes Gewicht. Er war einer der Wortführer – sozusagen auf der CDU Seite. Das waren nicht Fraktionen, sondern Positionen.

Die anderen Intendanten respektierten ihn auch ganz deutlich und respektierten auch das, was er vorschlug. Bausch hat mir dann im Auftrag aller Intendanten den Posten angeboten, und zwar bei einem Spaziergang in München auf dem Oktoberfest. Es hatte gerade eine Intendantensitzung in München gegeben und ich war da, weil ich als stellvertretender Intendant an den Intendantensitzungen ganz selbstverständlich teilnahm. Heute gibt es das nicht mehr. Da sagte Bausch zu mir: „Wollen wir einen Moment spazieren gehen?“ Da sind wir bei dem furchtbaren Krach spazieren gegangen und er hat mich gefragt, ob ich Nachfolger von Abich werden wollte. Da habe ich sofort Ja gesagt.

War das für Sie auch eine Entlastung? Also diese Konfliktszene Hamburg...

Es war eine glückliche räumliche Entfernung von der Konfliktszene Hamburg.

Herr Schwarzkopf, die Tätigkeit in Hamburg als Programmdirektor, als stellvertretender Intendant war sehr unmittelbar mit Programmaufgaben verbunden – mit der Gestaltung von Programm, mit der Zusammenarbeit mit Redaktionen. Sie haben Programmplanung in einem sehr konkreten Fall gemacht. Jetzt sind Sie nach München gewechselt auf eine ganz andere Ebene. Diese direkte Auseinandersetzung mit dem Programm, mit den Programmkollegen wie beispielsweise Panorama, fand dort ja nicht mehr statt. Hier haben Sie eher mit den anderen Direktoren zu tun gehabt und die davon zu überzeugen...

Ja, natürlich. Ich war ja als Programmdirektor des NDR Mitglied der Fernsehprogrammkonferenz und bevor ich zum Vorsitzenden berufen wurde im Jahre 1978, war ich ja von 1966 bis 1974 Mitglied der Fernsehprogrammkonferenz und habe da natürlich eine Menge gelernt. Das war für mich kein neues Feld. Das kannte ich. Da hatte ich das Gefühl, dass ich da ohne Weiteres mich zurecht finde und das stimmte ja dann auch im Wesentlichen.

An der Natur der Funktion des Programmdirektors hat sich ja eigentlich nicht so sehr viel geändert. Der Programmdirektor ist heute eine Figur des Staatsvertrages und im Staatsvertrag steht sogar: „Er gestaltet das Programm mit den Intendanten und mit den Programmdirektoren“. Die Intendanten sehen natürlich in dem Programmdirektor Erstes Deutsches Fernsehen, wie es nun heißt, ihren Angestellten. Aber ich muss sagen, dass ich – außer vielleicht gelegentlich mal einen kleinen Zusammenstoß mit dem einen oder andern Intendanten – mit den Intendanten als Institution in meiner ganzen Programmdirektorzeit überhaupt keine Probleme gehabt hatte. Sie haben mich auch völlig in Ruhe gelassen. Ich weiß nicht, ob sie das mit anderen Programmdirektoren nach mir auch so gemacht haben. Das kann ich nicht sagen, weil ich das nicht weiß. Aber ich war jedenfalls damit sehr zufrieden. Ich war froh, dem schwierigen und extrem komplizierten und auch extrem mit Konflikten beladenen Proporzsystem in Hamburg entflohen zu sein, und fand dies hier nicht vor. Hier war natürlich mehr darauf zu achten, dass eine Balance gehalten würde zwischen den Anstalten, unabhängig davon, ob es nun große oder kleine waren.

Ich erinnere mich daran, als dann Höfer auch WDR-Programmdirektor für das Erste wurde und in die Programmkonferenz kam, dass er dann glaubte, jetzt gehe alles so, wie der starke WDR das wolle. Er war sehr empört, als ich sagte: „So geht das nicht. Sie haben hier eine Stimme und nichts als die. Natürlich haben sie ein großes Gewicht mit dem Sender. Bitte beachten sie, dass das nicht bedeutet, dass die Richtlinien der Politik vom WDR bestimmt werden“. Das hat ihn sehr verärgert, aber das machte ja nichts weiter.

Sie waren ein Gremium, das auf Mehrheitsabstimmungen geeicht war. Es musste die Mehrheit entscheiden.

Ja, es basierte auf Mehrheitsentscheidungen. Bei Stimmengleichheit konnte der Programmdirektor den Ausschlag geben.

Wie würden Sie die Position des Programmdirektors Erstes Deutsches Fernsehen kennzeichnen? Tagesgeschäft?

Nein, es ist ein langfristiges Geschäft – ein vorausplanendes Geschäft. Es ist ja Programmplanung, die dort betrieben wird. Auch die Frage, natürlich die dann die Programmkonferenz immer wieder beschäftigt hat, was nehmen wir für Veränderungen vor. Welche Gewichte setzen wir? Welche Gewichte können wir setzen? Wie sieht es mit unseren Kräften danach aus und so weiter. Das hat eigentlich mit dem Tagesprogramm verhältnismäßig wenig zu tun.

Aber in der planerischen Sicht, in der langfristigen Planung haben Sie dann schon erhebliche Gestaltungsmöglichkeiten gehabt?

Ich würde das nicht so laut sagen, weil ich nicht gerne die Gestaltungsmöglichkeiten der anderen Kollegen in der Programmkonferenz mindern möchte. Der Posten ist ein Posten der Rundfunkdiplomatie unter den Anstalten, gegenüber den Intendanten, gegenüber den Gremien, gegenüber dem Programmbeirat des Ersten Deutschen Fernsehens. Wie weit kann man gehen, wenn Gremienmitglieder das Programm kritisieren, wie weit kann man da einfach zurück hauen oder wie weit muss man, behutsam, aber doch ganz klar deutlich machen, dass das Beanstandete in Wirklichkeit in Ordnung ist? Das ist, finde ich, eine Kunst. Wie in allen Künsten muss man sich darin üben, und ich habe mich gern geübt, mit Vergnügen geübt. Ich glaubte, dass ich schon eine gewisse Disposition für diese Funktion hatte, und war damit sehr zufrieden.

Sie haben sich in diesen Jahren auch immer wieder in Aufsätzen zu Wort gemeldet. Sie haben in diesen Aufsätzen u.a. die Rolle des Journalismus thematisiert. Sie haben über Prinzipien des Journalismus, aber auch über Nachrichtenwerte oder über Kultur in Medien, den Kulturauftrag, die Grundversorgung geschrieben. Haben Sie über diese Form der Öffentlichkeit Themen besetzen oder Themen voranbringen wollen, was Sie im unmittelbaren Tagesgeschäft so nicht konnten?

Mir lag daran, so eine Art Programmphilosophie zu entwickeln und vorzustellen. Ich habe das dann also teils thematisch, teils wie die Gelegenheit es ergab, in allen Bereichen des Fernsehprogrammes getan. Ich hatte nicht die Vorstellung, dass daraus ein Lehrbuch ent-

stehen sollte. Aber ich hoffte doch, dass die Häufigkeit mit der ich mich zu diesen Fragestellungen äußerte zunehmend zur Kenntnis genommen werden würde. Ob das geschehen ist, kann ich nicht sagen.

Also zumindest sind Sie ja sehr präsent gewesen, haben Ihre Positionen klar gemacht und immer wieder nachdrücklich zum öffentlich-rechtlichen Rundfunk Position bezogen.

Ja, das habe ich. Als ich meinen schriftstellerischen Nachlass dem Archiv des NDR übergab, war ich erstaunt darüber, wie viele Umzugskisten damit gefüllt werden konnten. Aber es ist tatsächlich so, dass ich gern zu Grundsatzfragen Stellung nahm und zwar über das ganze Programm. Ich glaube schon, dass – wenn auch mosaikartig – insgesamt etwas zusammengekommen ist, was zumindest eine ganz vernünftige Deutung von wichtigen Fragen des Rundfunks bietet.

Zu Ihrem achtzigsten Geburtstag hat ja unter anderem Walter Hömberg eine Würdigung verfasst und da ist er auch auf Ihre Beiträge zum öffentlich-rechtlichen Rundfunk und zu deren wichtigen Stellenwert eingegangen. Auch andere Würdigungen, z.B. zu Ihrem Ausscheiden aus der ARD-Programmdirektion, haben immer wieder hervorgehoben, dass Sie gehört und auch ernst genommen worden sind. Ich denke, da sind Sie schon als Streiter für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk sehr wirksam gewesen.

Also jedenfalls meine Absicht zielte natürlich auf Wirksamkeit. Wie groß sie tatsächlich ist, kann ich schwer beurteilen.

Das wird man immer schwer beurteilen können, aber so im Nachhinein wird man ja sagen können, die ARD hat sich im Mediengeschehen unserer Republik sehr gut behauptet. Das ist sicherlich ein Verdienst auch von Ihnen – durch Ihre Positionsfestlegungen und Festschreibungen, die ja eben durchaus Beachtung fanden.

Ich möchte nochmal, Herr Schwarzkopf, auf Ihre Tätigkeit als Programmdirektor eingehen. Wir haben darüber gesprochen, dass es eher eine Hintergrundtätigkeit, eine planerische, eine konzeptionelle Arbeit gewesen ist.

Eine diplomatische...

...eine diplomatische Arbeit gewesen ist. Aber man muss sich das auch vor Augen halten, dass der Zeitraum von 1978 bis 1992, in dem Sie als Programmdirektor tätig waren, auch eine Zeit medienpolitischer Veränderungen war. Eine erste Frage betrifft die enge Abstimmung mit dem ZDF. Das ZDF war ja lange Jahre neben der ARD existent, aber in Ihrer Zeit – Anfang der 80er Jahre – haben Sie erreicht, dass es erste Programmabsprachen gab – gemeinsame Programmvorhaben. Ich denke an das gemeinsame Vormittagsprogramm und an einige andere Dinge. Diese Programmabsprachen, dieses...

Ja, die Programmabsprachen und auch Programmgemeinsamkeiten haben während meiner Amtszeit zugenommen. Sicherlich nicht allein oder gar überwiegend durch meine Betätigung, aber ich habe immer einen sehr engen Kontakt zu den Programmdirektoren des ZDF gehalten und mich mit ihnen versucht zu verständigen – auch in der Vorstellung,

dass als dann die privaten Veranstalter kamen, wir nicht einander nur als Konkurrenten betrachten oder verstehen sollten. Sondern dass wir bedenken müssten, dass wir ein gemeinsames Angebot des öffentlich-rechtlichen Rundfunks haben im Gegensatz zu dem Angebot der Privaten. Ich habe Jahre erlebt, in denen das ZDF als der Feind galt, und als dann die etwas hastigere Jagd nach den Quoten begann, war natürlich zunächst das Interesse: Wie stehen wir denn zum ZDF? Sind wir da besser? Wie schaffen wir es, dass wir möglichst an die Spitze kommen? Die Vorstellung sozusagen der gemeinsamen Front hat sich ja nie durchgesetzt, ich weiß ja nicht, wie es heute ist, zu meiner aktiven Zeit jedenfalls gab es sie zumindest noch nicht, trotz aller weitergehenden faktischen Verständigungen über gemeinsame Unternehmungen. Auch in den Erinnerungen von dem Kollegen Stolte liest man ja gelegentlich immer mal wieder das Vergnügen daran, dass das ZDF da und da die ARD hinter sich gelassen habe. Das ist selbstverständlich, aber man darf es nicht zur Hauptsache machen.

Es gab also eine gesunde Konkurrenz zwischen ZDF und ARD?

Ja, es gab sie. Nachdem es anfangs eine feindselige Konkurrenz gegeben hat, hat es dann später eine regulierte Konkurrenz gegeben. Natürlich wurde versucht, in den Regulierungen zu schummeln gegenseitig, aber insgesamt, sobald etwas reguliert wird, stellt sich ja auch eine gewisse gemeinsame Verantwortung für das Verabredete ein.

Zu den gemeinsamen Unternehmungen mit dem ZDF gehörte da auch das Satellitenprogramm EinsPlus? War da das ZDF mit einbezogen oder war das ein Programmvorhaben – ein neues Programm –, das die ARD allein gestemmt hat?

Ich habe den Namen erfunden. Da ich keine Unterlagen mehr habe, muss ich sagen: Ich weiß nicht, ob das ZDF eine Zeitlang dabei war, aber in der Hauptsache war das eine alleinige Arbeit der ARD. Am 8. Juli 1993 wurde dann zwischen ARD, ZDF, ORF und SRG die „Vereinbarung über das Satellitenfernsehen des deutschen Sprachraums 3sat“ geschlossen.

1984 kamen die Privaten. Was hat das bedeutet, auch für Ihre Arbeit? Was hat das verändert? Hat das überhaupt unmittelbar etwas verändert?

Unmittelbar zunächst nichts. Wir haben, das muss ich auch für mich zugeben, die Entwicklungskraft der Privaten zunächst unterschätzt. Wir glaubten, sie seien nicht ernst zu nehmen. Wir glaubten, die würden immer weiter bestehen aus den Startlöchern, wie sie bei RTL mit Softpornofilmen zu finden waren. Wir haben dann bald gemerkt, dass wir sehr gut daran täten, die Privaten ernst zu nehmen – auf jeden Fall in ihrer Wirksamkeit. Da fing natürlich dann auch verstärkt die Vorstellung an, man müsste den Zuschauern etwas mehr Unterhaltsames bieten. Vor allem wir müssten uns entfernen von den Resten des Erziehungsfernsehens.

Erziehung durch das Fernsehen war ja unmittelbar nach dem Entstehen des Fernsehens ziemlich verbreitet, und das ist etwas, was ich immer bekämpft habe. Darin sah ich keine Aufgabe. Ich sah die Aufgabe darin, den Zuschauern ein Angebot zu machen. Natürlich, mit Angeboten zielt man ja auch darauf ab, dass sie in Form und Inhalt angenommen

werden. Ich bin ein Gegner der Vorstellung, dass man dem Zuschauer vorgibt, wie er zu denken hat. Das finde ich, ist unter gar keinen Umständen die Aufgabe des öffentlich-rechtlichen Fernsehens.

Unterhaltung hat lange bei der ARD im Fernsehen als minderwertig gegolten – sehr zu Unrecht. Denn wir hatten ja schöne Familienserien, im NDR zum Beispiel mit herrlichen Volksschauspielern. Aber das war so, dieser Bereich gehörte zum Fernsehspiel. Wenn es eine Abnahme eines Fernsehspiels durch den Direktor gab – vielleicht irgendwas besonders Bedeutungsschwangeres – dann erschien also Egon Monk mit großer Begleitung. Wenn es ein Unterhaltungsstück abzunehmen gab, dann schickten sie den jüngsten Adlatus. So war es jedenfalls anfangs beim NDR.

Ist es Ihnen gelungen, den Stellenwert der Unterhaltung in ihrer Zeit dann doch wieder neu zu verankern.

Ja, indem ich als ARD-Programmdirektor versucht habe anzuknüpfen daran, dass es Unterhaltung immer schon beim Fernsehen gegeben hat. Dass wir sie als Pflicht gesehen haben, aber nicht als besonders pflegebedürftig. Und dass wir uns hier etwas mehr anstrengen müssten, im Interesse des Publikums. Als ich da eine Besondere Ehrung des Grimme-Preises bekam, da hat in der „Neuen Züricher Zeitung“ jemand geschrieben, ich verdiente das überhaupt nicht. Ich sei jemand, der den Weg in die Vernichtung gegangen sei, indem ich mich zu sehr der Unterhaltung zugewandt hätte.

Sie haben den Preis bekommen als ARD-Programmdirektor für Ihre Leistung...

Sicherlich für die Gesamtleistung...

...die Gesamtleistung, als eine Persönlichkeit, die sich um das deutsche Fernsehen verdient gemacht hat. Also das ist ja eher eine ungewöhnliche Preisverleihung. Denn das Kuratorium des Grimme-Preises hat ja die Jurypreise eigentlich immer nur für einzelne Sendungen oder Sendereihen vergeben, aber in der Regell nicht für einen Programmgestalter bzw. Programmverantwortlichen.

Ich weiß nicht mehr, wann die „Besondere Ehrung“ für einzelne Personen eingeführt wurde.

In diesem Zusammenhang denke ich an das Stichwort, ich glaube, das ist Ihnen auch vorgeworfen wurden, die ARD betreibe eine Selbstkommerzialisierung. Da ging es auch darum billige Unterhaltung – Trash-Sendungen – im Fernsehen zu verankern.

Also das Argument kam, als wir „Dallas“ ins Programm nahmen.

Darauf wollte ich hinaus, ja.

Ich erinnere mich noch, da kam der Leiter der Filmredaktion der ARD-Programmdirektion zu mir und sagte: „Da gibt es eine ungeheuer erfolgreiche amerikanische Sendung, die sollten Sie sich mal ansehen.“ Er sagte: „It´s glossy trash. Aber es ist ungeheuer erfolg-

reich“. Dann habe ich mir einige Folgen angesehen und habe gesagt: „Das machen wir“. Damals musste auch kein Intendant gefragt werden. Wir haben es dann einfach gemacht, und siehe da es war ein großer Erfolg. Das ZDF hat dann sehr rasch etwas Ähnliches auf die Beine gestellt.

„Denver“?

Ja.

„Dallas“ war wirklich eine Sache, die Sie ins Programm gehoben haben. Musste das nicht durch die Fernsehprogrammkonferenz abgesegnet werden?

Ja, natürlich. Die Fernsehprogrammkonferenz musste schon zustimmen, aber sie hat zugestimmt. Also in der Programmkonferenz selbst gab es da niemanden, der gesagt hätte, das lassen wir lieber. Aber wir haben uns nicht getraut, es um 20.15 Uhr zu senden, was vielleicht noch einen größeren Erfolg gebracht hätte. Das hätten wir dann doch, hätte auch ich, für zu weitgehend gehalten.

In diesem Zusammenhang sind Sie ja noch wegen einer anderen Sache sehr stark kritisiert worden oder in die Diskussion geraten. Sie haben den ersten Direktvertrag mit einem amerikanischen Studio – mit den MGM-Studios – abgeschlossen. Ein direkter Spielfilmvertrag –das war ja bisher nicht üblich, das lief ja zuvor immer über Zwischenhändler.

Das ist richtig. Ich war sehr intensiv daran beteiligt, dass dies neu zustande kam, dass diese Verabredung mit der MGM zustande kam. Aber mit Ausnahme Bayerns haben dann ja alle zugestimmt, dass das Paket erworben werden sollte. In den Gremien hat es vereinzelt Überlegungen gegeben, ob wir da zu viele amerikanische Sendungen einkauften, die dann das Programm überfluten würden. Natürlich, wir kauften die Sendungen ein mit einer Laufzeit von 15 Jahren und mit unbegrenzten Wiederholungen. Das ist natürlich eine ungeheure Versuchung, aber man muss dann sehr sorgfältig darauf achten. Das haben wir auch getan, und das haben dann später auch die Kollegen getan. Bestimmte Dinge haben wir dann oft gesendet – also die schöne Dickens-Geschichte zu Weihnachten oder verschiedene andere Dinge, die wir mit erworben hatten.

Die James Bond-Filme gehörten, glaube ich, auch dazu.

James Bond natürlich – wir waren sehr glücklich, dass wir alle James Bond-Filme bekommen hatten. Die haben wir natürlich auch immer gesendet. Aber wir haben doch darauf geachtet, es zu dosieren. Wir haben uns nicht dazu verleiten lassen sozusagen wegen der Bequemlichkeit des Erwerbs, das Programm zu überfüttern mit amerikanischen Produktionen. Das ist nicht geschehen.

Aber was Sie ja erreicht haben war, den Einfluss von Kirch beim Ankauf der Filme zurückzudrängen. Denn er war ja der Händler, der den Filmhandel dominiert hat.

Kirch war faktisch ein Monopolist in dem Vertrieb von amerikanischen Film- und Fernsehproduktionen für das Fernsehen in Deutschland. Der MGM-Deal hat für ihn eine we-

sentliche Einschränkung gegeben. Ja, das ist richtig. Er hat einen Teil seines Einflusses ja bewahrt, indem – ich sage das mal vorsichtig – er zufrieden war darüber, dass der Bayerische Rundfunk sich an dem Erwerb nicht beteiligte, sondern für den Anteil, den er sonst erbracht hätte als Teil des Kaufpreises von 80 Millionen Dollar, dass er den darauf verwandte, europäische Filme zu kaufen – bei Kirch. Nun konnte natürlich auch gesagt werden: Wir haben zwar ein großes Paket amerikanischer Filme gekauft, aber siehe, wir haben auch ein Paket europäischer Filme gekauft. Insofern war das sicherlich auch hilfreich, Kritik an angeblicher Amerikanisierung etwas abklingen zu lassen.

War das auch wieder Ihr diplomatisches Geschick, dass Sie die Bayern bei diesem Deal unterstützt haben?

Nein, ich war sogar überrascht darüber, dass der Bayerische Rundfunk, der damalige Intendant Vöth, ausschied aus dem Deal. Denn er war es gewesen, der überhaupt darauf aufmerksam gemacht hatte, dass MGM Geld brauchte, und dass wir mit den Leuten verhandeln könnten. Ich erinnere mich noch, er war ganz entschieden darauf bedacht, dass wir das Paket erwerben und dann plötzlich, während einer Funkausstellung in Berlin, änderte er seine Position. Man kann darüber raten, wie das geschehen ist. Ich unterlasse das lieber, aber es hat ja den Erwerb nicht behindert und hat dann ja auch mit den von ihm erworbenen europäischen Filmen – Ingmar Bergmans sämtliche Werke waren dabei - einen Akzent eingebracht in das Programm, der dem Programm ja auch gut bekam.

Hat diese Auseinandersetzung letztlich dazu geführt, dass Kirch weitgehend als Filmhändler herausgedrängt wurde. Das hat doch der ARD neue Spielmöglichkeit gegeben, eine gewisse Unabhängigkeit in Verhandlungen in den USA oder Europa, an anderer Stelle, man hat ja gemerkt, man brauchte keinen Zwischenhändler mehr.

Sicherlich. Jetzt geschah folgendes: Irgendjemand, ich vermute, wer es war, aber ich sage das lieber nicht, hat uns bei der Europäischen Kommission angezeigt.

Sagen Sie es ruhig.

Die Anzeige lautete, dass die ARD eine Monopolposition anstrebe beim Vertrieb von amerikanischen Produktionen für das Fernsehen in Deutschland. Wir wurden dann bestellt nach Brüssel und da waren Vertreter von, ja damals waren es nur 15 Länder, und MGM. MGM war inzwischen gegen uns, weil sie glaubten, sie hätten zu wenig Geld bekommen. Sie hatten gesehen, wie gut sich das private Fernsehen entwickelt hatte und meinten, wenn sie etwas gewartet hätten oder wenn sie mehr verlangt hätten, dann wäre es für sie besser gewesen.

Also wir haben nun eine Politik verfolgt, ich weiß nicht genau, wie gut die war. Wir hatten einen früheren Mitarbeiter von Kirch als Zeugen gewonnen, der zunächst dafür tätig gewesen war, dass wir das Paket vom MGM nicht erwerben sollten. Der sich dann aber von Kirch getrennt hatte, nun gegen Kirch stand, aber aus seiner Kenntnis eine wundervolle, herzergreifende Darstellung geben konnte, wie sehr Kirch Monopolist gewesen sei. Wir haben gedacht, wir hätten so bewiesen, dass wir tapfere Kämpfer gegen Monopolisten sind. Aber dann meldete sich der Justiziar von MGM zu Wort und sagte: „Ja, ja, wir be-

streiten ja gar nicht, dass Kirch ein Monopol angestrebt hat, aber jetzt strebt die ARD ein Monopol nach Kirchschem Modell an“. Dann gab es eine vernünftige Einigung. Drei Jahre lang sollten andere Sender, also private Sender, auch an dem Paket partizipieren, also daraus Rechte erwerben. Davon hat RTL ganz gut Gebrauch gemacht, aber dann war es wieder unseres und selbst, wenn wir alle Rechte an 1580 Spielfilmen und 390 Stunden Fernsehproduktionen nur für neun Jahre bekommen hätten, wäre es 80 Millionen wert gewesen.

Herr Schwarzkopf, man merkt an diesen Äußerungen, gerade auch in Bezug auf die Auseinandersetzung mit Kirch, dass es in der Tat keine Hintergrundtätigkeit gewesen ist, sondern Sie schon ein erhebliches Gewicht mit in die ARD eingebracht haben und das Erscheinungsbild der ARD wesentlich mitgestaltet haben.

Ein anderes Thema, dass ich gerne mit Ihnen besprechen möchte, ist eine Diskussion, an die mich auch noch sehr intensiv erinnern kann. Es ging um das Stichwort: Ausgewogenheit. Das fällt ja auch in diese Zeit der 80er Jahre hinein. Auch zu Beginn der 90er Jahre wurde das noch diskutiert. Wie haben Sie das empfunden?

Ich habe zunächst mal versucht mir klar zu machen, wer ist es denn, der nach Ausgewogenheit vor allem ruft und weshalb? Es war evident, dass dies sehr stark von der Seite der CDU kam, und zwar begründet auf den Eindruck – der nicht ganz falsch war –, dass nicht unerhebliche Teile der Sender Partei für die SPD nahmen, beziehungsweise dass das Schwergewicht journalistischer Positionen eher links lag als weiter zur Mitte hin. Ich hielt es für nicht verfehlt, dass man hier auf einen gewissen Ausgleich hinsteuerte oder abzielte, allerdings war ich strikt dagegen, dass man eine sozusagen automatische Ausgewogenheit von jeder Sendung verlangte. Das hielt ich für eine Zerstörung der journalistischen Entfaltung. Es kam darauf an, dass im Gesamtprogramm eine bestimmte Auffassung vertreten sei und nicht empfindlich benachteiligt werde. Durch bloßes Abzählen, wie viele Einzelbeiträge in die Richtung, wie viele in die andere Richtung gehen, kommt man nicht zu einer Klarheit über Ausgewogenheit. Aber man darf auch nicht vergessen, dass das Bundesverfassungsgericht ein Mindestmaß an Ausgewogenheit verlangt hat. Das Verlangen nach einem Mindestmaß ist kein Freibrief dafür, auf Ausgewogenheit weitgehend zu verzichten und nur ab und zu so ein kleines Kleckschen von Positionen der anderen Seite zu erwähnen.

Also ich habe mich gewehrt gegen eine notorische oder zu mechanistische Anwendung des Begriffes der Ausgewogenheit. Ich habe dann mal in der amerikanischen Diskussion – ich habe darüber auch geschrieben – eine Position gefunden, wonach Ausgewogenheit in dem Sinne notwendig ist, dass auf jeden Fall die andere Seite vertreten sein müsse. Dass dies verlangt sei, solange ein Issue in der öffentlichen Diskussion sei. Solange müssten die gegenseitigen Positionen – möglicherweise nicht nur zwei – vorgetragen werden. Aber das hat sich nicht durchgesetzt. Wohl aber hat ja die Ausgewogenheitsdiskussion dann aufgehört.

Ich konnte einen Ruf nach Ausgleich schon verstehen . Ich habe die politischen Magazine in den späten 50er/ frühen 60er Jahren damals Glaubensfestungen genannt, weil man eigentlich nur Journalisten derselben Meinung engagierte, und dann kamen ja die Positio-

nen – „Monitor“ und „Panorama“ und auf der anderen Seite die Magazine des Bayerischen Rundfunks und des Südwestfunks. Als das so etabliert war, hörte dann allmählich auch die Ausgewogenheitsdiskussion auf. Ein Nord-Süd-Ausgleich wurde eingeleitet, aber um den Preis der Verfestigung in einzelne Sendebereiche, das hielt ich für falsch.

Ich habe damals vorgeschlagen, man solle doch auch mal Johannes Gross heranziehen als Moderator bei „Panorama“. Der NDR-Intendant Gerhard Schröder fand das, glaube ich, möglich. Johannes Gross war ja nun auch nicht festgelegt auf eine bestimmte Position; er war natürlich ein Konservativer, aber einer, der so völlig seine eigene Meinung verkündete. Aber dann hat damals der Intendant des Deutschlandfunks – Johannes Gross war ja noch Angestellter des Deutschlandfunks – gesagt: „Herr Gross darf nicht in so einer Sendung auftreten“.

Warum? Wissen Sie warum?

Nein.

Also denn...

Weil Franz Thedieck, der damalige Intendant, früherer Staatssekretär im Gesamtdeutschen Ministerium, eben „Panorama“ so schrecklich fand. Ja, parteipolitisch eben einer anderen Fraktion zugehörig. Da hat der eigene Mann nichts zu suchen.

Ich habe auch vorgeschlagen, die verschiedenen politisch gefärbten Magazine zu einem zusammenzufassen, einem Ort aller Richtungen und Talente. Das Anstaltsinteresse war dagegen.

Sie haben eben auch vom Bayerischen Rundfunk gesprochen und den Intendanten Reinhold Vöth erwähnt. Ich kann mich erinnern, dass es einige Male auch Situationen gab, wo sich der Bayerische Rundfunk aus dem Programm des Ersten Deutschen Fernsehens ausgeklinkt hat.

Das war überwiegend vor Vöth nach meiner Erinnerung.

Ja.

Das ist ja dann auch nicht wieder passiert.

Lassen Sie mich noch zu einem anderen Thema kommen. Sie haben die Einheit der Bundesrepublik noch aktiv miterlebt im Amt 1989, 1990. Das waren ja besondere Jahre und auch noch 1991, 1992 mit dem Aufbau neuer Strukturen. Inwiefern waren Sie dort betroffen, haben mitgestalten können, haben mit Einfluss nehmen können?

Kaum. An der neuen Ordnung des Rundfunks in Ostdeutschland habe ich in keiner Weise mitgewirkt. Da kamen rasche Zugriffe, und damit habe ich nichts zu tun gehabt. Ich habe dann später in einen Aufsatz in dem ARD-Jahrbuch mir vorgestellt, wie das Programm einigend wirken könnte, aber mit organisatorischen Fragen habe ich faktisch nichts zu tun gehabt.

Und auch mit inhaltlichen Fragen dann eher weniger?

Ja, inhaltliche Fragen spielten ja keine Rolle, solange die ostdeutschen Sender nicht Teil der ARD waren.

Das war ja dann erst nach Ihrem Ausscheiden?

Naja gerade noch zum Ende meiner Amtszeit.

Noch eine andere Entwicklung haben Sie ja sehr intensiv miterlebt – den Aufbau von ARTE. Das ist ja mit Ihre Sache gewesen. Ab 1991 haben Sie als Vizepräsident des Kulturkanals dessen Entwicklung maßgeblich mitgeprägt.

Das habe ich auch sehr gerne gemacht. Das war allerdings der erste Fall, in dem ich mich nicht beworben habe, sondern in dem ich gesagt habe: „Das würde ich gerne machen". Ich habe dann die Möglichkeit ja bekommen. Für mich war das eine neue Welt. Denn ich war eigentlich Zeit meines journalistischen Lebens von meinem Studium in Amerika an anglophil geprägt, vor allem weil ich Englisch als meine zweite Sprache betrachtete und sie auch so anwandte. Ich wusste von Frankreich nur, das was man als Geschichtsinteressierter weiß und was man als Tourist sieht, aber das praktische Leben in einer Rundfunkanstalt in Frankreich, das war für mich völlig neu. Es war ja für die Franzosen genauso neu. Denn ARTE ist ja seiner Verfassung nach eigentlich ein deutscher Rundfunkveranstalter – vor allem staatsunabhängig. Das haben die Franzosen sehr spät verstanden. Sie haben immer geglaubt, dass wenn der Präsident oder der Kultusminister etwas sagt, dann gilt es auch für ARTE. Ich erinnere mich noch, da war ich aber schon weg, wie mal versucht wurde alle möglichen Unternehmungen, an denen der französische Rundfunk beteiligt war, internationale Unternehmungen, zusammenzufassen, zu einer staatlich-geführten Holding in Paris – eben auch ARTE. Da hat dann Jobst Plog als damaliger Präsident von ARTE der französischen Kultusministerin, einer früheren Oberbürgermeisterin von Strasbourg, mitgeteilt: „Das kommt gar nicht in Frage. Wir haben mit dem Staat nichts zu tun". So steht es auch in dem internationalen Vertrag, den Frankreich und die deutschen Länder geschlossen haben. Dann später haben die Franzosen eingesehen, dass sie sowas nicht machen können, aber den Verzicht darauf haben sie nicht Herrn Plog mitgeteilt, sondern dem Bundeskanzler Gerhard Schröder, weil sie sich wieder nicht vorstellen konnten, dass es nicht die Sache des deutschen Bundeskanzlers war.

ARTE hat sich ja behauptet. ARTE ist etabliert. Überrascht Sie das?

Nein, es überrascht mich nicht. Es war eigentlich zu erwarten, dass nachdem es ja in Deutschland durchaus die Vorstellung gab – wir müssen jetzt nicht drüber sprechen, ob die berechtigt sind –, dass die wirklich qualitativen Sendungen nicht mehr vorkommen, dass man die aber auf ARTE finden kann.

Wo ich hinkomme seit der Zeit, seit es ARTE gibt, höre ich das ARTE-Loblied gesungen. Es gibt viel mehr ARTE-Bewunderer als ARTE-Zuschauer. Aber das macht ja nichts, denn ARTE ist in seiner Existenz absolut unabhängig von irgendwelchen Betrachtungen drüber, ob die Sendungen nun mehr oder weniger gesehen werden. Natürlich haben sie es gern,

dass man sie sieht und bemühen sich auch darum. Aber sie sind von der Jagd nach der Quote stärker befreit als andere, und das merkt man auch.

Und was sicherlich auch eine Rolle spielt, das können Sie vielleicht bestätigen: Viele Sendungen, die die Landesrundfunkanstalten hier bei uns nicht allein realisieren können, können mithilfe von ARTE realisiert werden. Das ist ja nun auch ein Verdienst von ARTE, die sich das Erstsenderecht dann sichern, aber eben 6 Monate später oder ein Jahr später...

...oder manchmal ist es auch sehr kurz...

...oder manchmal auch sehr kurz ist dann eine Ausstrahlung in der ARD möglich. Das ist ja sicher auch...

...auch fast eine Art mäzenatischer Betätigung.

Ja, aber das ist natürlich auch eine Form ARTE, wo großartige Sendungen aus dem kulturellen Bereich im weitesten Sinne realisiert werden. Also das war ja das Ende Ihrer Berufstätigkeit, aber ich glaube, das war für Sie auch nochmal ein Highlight, ARTE in die Spur bringen zu dürfen.

Ja, dazu beitragen zu können, aber da hatte ich dann auch schon wieder den Vorwurf gehört, dass ich zu entgegenkommend, diesmal gegenüber den Franzosen sei. Es hat manche auf der deutschen Seite gegeben, die gedacht haben, ich müsste die Wacht am Rhein spielen. Ich war vielleicht zu fasziniert von Frankreich und den französischen Möglichkeiten, aber – außerdem glaube ich nicht, dass das stimmt – aber den Eindruck hatten manche.

ARTE hat es nicht geschadet und insofern ist es ja wirklich eine großartige Sache gewesen und...

Es war nicht meine letzte berufliche Tätigkeit, denn die setzte sich ja noch fort in der Historischen Kommission.

Dies ist sicher richtig, aber was jetzt kommt, sind Ehrenämter nach Ihrer beruflichen Tätigkeit und da kommen wir ich gleich zur Historischen Kommission. Aber lassen Sie mich vorher noch etwas anderes ansprechen. Sie sind ja im kulturellen Bereich auch noch sehr stark engagiert. Ich denke an das Haus des Dokumentarfilms. Da waren Sie ja auch im Kuratorium.

Ja, das ist richtig.

Das knüpft unmittelbar an Ihre Tätigkeit bei ARTE an.

Aber ich weiß gar nicht, was daraus geworden ist. Ich hatte, als ich dort fortging, den Eindruck, dass das keine sehr geglückte Veranstaltung mehr sei – vielleicht ist das inzwischen anders geworden.

Sie sind ein bisschen frustriert rausgegangen. Ich persönlich habe den Eindruck, dass das Haus des Dokumentarfilms immer noch eine sehr engagierte Arbeit macht.

Wenn es so ist, dann ist eine Phase, in der eine ziemliche Tristesse herrschte, glücklicherweise überwunden, und dazu kann ich dann dem Haus nur gratulieren.

Lassen Sie uns über die Historische Kommission sprechen. Sie haben 1992 die Nachfolge damals von Hans Bausch angetreten.

Ja.

Ist das jetzt so eine Rückkehr zu ihren Wurzeln? Sie sagten am Anfang, Sie seien ein historisch sehr interessierter Mensch, nicht Historiker, aber die Historie hat bei Ihnen immer eine ganz gewichtige Rolle gespielt und jetzt kehren Sie wieder zurück.

Mein starkes Interesse an Geschichte hat dabei sicherlich eine Rolle gespielt. Ich habe gesehen, dass das Verhältnis zur Geschichte des Rundfunks nicht überall im Rundfunk sehr verbreitet war. Ich habe dann mit Unterstützung von vielen Kollegen und mit absolutem Minimaletat versucht, da ein bisschen was mit auf die Beine zu stellen. Ich muss sagen, dass ich für eine – jetzt abgesehen von der Veranstaltung von Tagungen und der Veröffentlichung von Tagungsbänden – der wichtigsten Funktionen der Historischen Kommission die Arbeit an der großen Stasi-Untersuchung gesehen habe. Da war ja die Kommission beteiligt, vielfach: Sie hatte den Auftrag formuliert, sie hatte geprüft, was für Institutionen infrage kämen; hat dann eine Empfehlung gegeben. Die ist angenommen worden und hat sich ja als gute Empfehlung herausgestellt.

Während des Entstehens der Arbeit war die ARD durch die Historische Kommission dauernd in Kontakt zu den Forschern, die nun sich daran machten, die Akten anzuschauen und daraus Erkenntnisse zu gewinnen. Wir waren ja bei jeder Sitzung der Forscher vertreten. Das waren nicht selten..., also nur Scharlau, Lersch und ich. Aber es war die Historische Kommission insofern, als dann der dicke Band mit dem Titel „Die Ideologiepolizei“ erschien und dort zurecht stand: Herausgegeben von der Historischen Kommission der ARD. Verantwortlich für den Herausgeber Dietrich Schwarzkopf.

Ja, Sie waren der Vorsitzende und sind dann auch stellvertretend genannt für die Historische Kommission. Ich glaube auch, das war eine ganz wichtige Aufgabe, ein ganz wichtiges Projekt, dass die Historische Kommission initiiert , begleitet und bis zu einem erfolgreichen Ende auch geführt hat. Also das ist ganz wesentlich auf die Initiative der Historischen Kommission zurückzugehen. Welche Bedeutung hat für Sie die Historische Kommission? Jetzt im Geflecht der ARD?

Sie hat die Bedeutung der Geschichte für die Entwicklung des Rundfunks in Deutschland – primär natürlich Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland – festzuhalten, was es an festhaltenswerten Punkten, Entscheidungen, Entwicklungen gegeben hat. Man wird ja die Zukunft des Fernsehens nicht verstehen, wenn man seine Geschichte nicht kennt. Die Geschichte des Rundfunks ist ja noch nicht vorbei. Deswegen glaube ich, dass man natürlich nicht immer nur auf die Vergangenheit gucken soll und sich fragen muss: Was lernen

wir aus der Vergangenheit? Nein. Aber der Rundfunk ist ja, so sehr er in der Aktualität ein Gestalter des Augenblicks ist, natürlich als Institution ein Ausdruck der Dauerhaftigkeit und gehört insofern einfach zu einer Institutionenkunde der Bundesrepublik Deutschland. Eine hinreichend genaue Vorstellung davon, wie sich der Rundfunk entwickelt hat, was aus ihm wann wurde und wie er den Anschluss an die neue Zeit gewonnen hat oder noch nicht gewonnen hat, und wie und wo er ihn noch gewinnen muss.

Herr Schwarzkopf, nehmen die Kollegen in der ARD die Historische Kommission so auch wahr?

Ich weiß, ich bin von der Historischen Kommission jetzt 20 Jahre weg. Also...

Wie war es denn in Ihrer Zeit als Sie die Historische Kommission geführt haben? Haben Sie das Gefühl gehabt, ja, ich bin als Vorsitzender ernst genommen wurden und die Historische Kommission ist auch sehr wohl wahrgenommen wurden.

Also ganz entschieden kann man das bejahen für die Zeit der Stasi-Untersuchungen – ganz wesentlich. Das war ja die Kommission, die den Intendanten dann die Untersuchung präsentierte. Als ich dann Herausgeber wurde von zwei Bänden über Rundfunk in Deutschland, die sozusagen einen Anschluss an den „großen Bausch“ sein sollte, daran hat ja auch die Kommission mitgewirkt bei der Auswahl von Autoren, bei der Frage, wie und mit welchem Umfang und mit welchen Akzenten Themen behandelt werden sollten. Das halte ich auch für durchaus einen Ausdruck des Ernstgenommen-Werdens. Denn wer finanziert schon zwei Bände, wenn er sagt, das ist ja nicht nötig.

Immer wieder tauchte natürlich das Argument auf – vielleicht taucht das stärker auf in einer Zeit, die sich so sehr auf die Zukunft orientiert: Wir müssen der Zukunft zugewandt sein. Wir müssen in der Tat, wenn wir über die Zukunft nachdenken und über die Geschichte, uns daran erinnern, dass Historiker ja auch immer über die Zukunft nachgedacht haben – nicht nur die Ideologen. Eine Institution darf nicht geschichtslos sein. Das finde ich wirklich eine ganz wichtige Erkenntnis.

Herr Schwarzkopf, wir sind nahezu am Ende des Gesprächs. Wir sind durchgegangen durch Ihre beruflichen Schritte innerhalb der ARD, die ja wirklich sehr vielfältig waren. Dafür an dieser Stelle schon ein herzliches Dankeschön, aber gestatten Sie mir trotzdem noch drei kurze Nachfragen. Haben wir alles was Ihnen wichtig war, jetzt hier in diesem Gespräch angesprochen? Gibt es etwas, was man noch unbedingt sagen muss?

Sie haben aus einer so genauen Kenntnis meiner Geschichte gefragt, dass ich diese Frage verneinen kann.

Da haben wir alles das gesagt, was Sie gerne der Nachwelt übergeben würden. Freut mich, aber das Nächste, da erbitte ich von Ihnen eine ehrliche Antwort: Was war das Schönste in Ihrem Berufsleben, wenn Sie jetzt zurückblicken? Das Wichtigste, für Sie Wertvollste?

Das Wichtigste und für mich Wertvollste war der Übergang zum Fernsehen ohne Kenntnis des Fernsehens.

Was war daran so wichtig für Sie? Sie sind ein neugieriger Mensch?

Ja und ich bin auch jemand, der zu solchen Situationen eine gewisse Zuneigung hat, in denen man verhandelt, in denen man Konsens herbeiführen kann. Ich bin kein Polemiker. Ich bin auch niemand, der den Ehrgeiz gehabt hat, im Fernsehen aufzutreten. Ich bin ja, von gelegentlichen Kommentaren abgesehen, nicht im Fernsehen aufgetreten oder wenn dann nur, wenn über irgendetwas berichtet wurde, wo ich zum Beispiel bei einer Pressekonferenz etwas zu sagen hatte.

Ich glaubte, den Hörfunk und die Presse einigermaßen gut zu kennen und da war nun das Fernsehen, schon damals das als am wichtigsten empfundene Medium mit seiner ungeheuren Vielfalt, die sich da für mich eröffnete. Das wollte ich kennenlernen und das ist sicherlich, was eine gute Entscheidung war.

Und eine letzte Frage von meiner Seite: Worüber haben Sie sich in Ihrem Berufsleben am meisten geärgert? Worüber oder über wen?

Ich habe mich natürlich über viele Dinge geärgert – über Personen, über Situationen, über Entwicklungen. Ich habe mir immer gesagt: Selbst wenn du irgendein besonders unangenehmes Erlebnis gehabt hast, friss dich nicht hinein.

Archivalisch: Meine Interessen zielen nicht darauf ab, irgendwo in meinem Gedächtnis zu speichern, wem, wann ich nachträglich böse sein müsste. Das ist mir zu anstrengend. Das lasse ich lieber.

Eine weise Antwort Herr Schwarzkopf. Dabei sollten wir es auch belassen. Da will ich auch nicht weiter graben. Denn da sind Sie in einer guten Position, wenn Sie jetzt sagen können: Ich will mich nicht mehr ärgern.

Nein, ich mein, ich habe mich lange über irgendjemanden oder über irgendetwas geärgert, aber das kann ich gar nicht auflisten und wenn ich es auflisten würde, würde ich nicht wissen, was war denn nun wirklich wichtig und was war nicht wichtig. Ich sehe zu, dass ich das..., dass das hinter mir liegt.

Sehr schön. Herr Schwarzkopf, ich danke Ihnen für dieses Gespräch. Es war ein sehr intensives Gespräch. Sie waren sehr offen und ehrlich. Ich habe eine Menge gelernt von Ihnen in diesem Gespräch. Es waren viele Informationen drin und ich denke, es ist gerade auch im Rahmen dieser Zeitzeugengespräche wirklich von großer Bedeutung, dass Personen wie sie, die über eine solche, reiche Erfahrung verfügen, über ein großes Wissen, dass dies auch weitergegeben wird. Herzlichen Dank!

Sehr gern geschehen.